

KERAMIK

von Iris Brendel



Zu meiner Arbeit:

Ich bin keine Bildhauerin sondern Keramikerin bzw. Gefäßkeramikerin

Seinerzeit erlernte ich an der Akademie für Angewandte Kunst mühsam das Topfern auf der Drehscheibe und bei dieser Tätigkeit bin ich im großen und ganzen bis heute geblieben

Meine Kopfe und Skulpturen beziehen ihre Spannung weitgehend von jener die der Töpferscheibe die Formen gibt, die auf ihr gedreht werden. In letzter Zeit ist mir

daneben auch die *L e e r e* wichtig, die für dünnwandige getöpferte Formen typisch ist, wie auch die Beziehung mehrerer parallelen Wände untereinander, wie es an meinen „Gefängnissen“ zu sehen ist.

So drehe ich die meisten meiner Grundformen und setze sie dann unter starken Veränderungen zusammen, was in der Fachsprache „montieren“ heißt. Daneben versuche ich, dem prothaischen Material „Ton“, das leicht dazu gebracht werden kann wie Papiermaché, Holz, Stein oder unter Umständen wie Metall auszusehen, seinen spezifischen Charakter zu erhalten.

Ich weiß, dass in Wien, wo Keramik so tief im Kurs steht, dass sie kaum mehr einen Kurs hat – *belanglose Häferln* – wie anders sieht es in Norddeutschland, in Japan oder im angelsächsischen Raum aus! – fast nur Keramiker in Keramikausstellungen gehen. Erstens haben sie die nötige Affinität, zweitens sind sie neugierig, wie „Die“ oder „Der“ zu dieser Ausstellung gekommen ist.

Falls es irgendetwas und im Publikum geben sollte, der *k e i n* Keramiker ist, hier ein paar Worte zur Ausführung.

Ich brenne meist um 1.060 Grad (Majolikabrand), also nicht sehr hoch. Würde ich mich ins faszinierende Steinzeug- oder Porzellanangebot vorwagen, müsste ich einen höheren Stromtarif bezahlen. Der tiefe Brand ist vielleicht weniger edel als der höhere, ermöglicht aber eine größere Farb-



die „Frau auf der Wiese“ „der letzte Grashalm“ heißen.

Was Nicht-Keramiker oft nicht wissen: Die Farbe eines Tones im Naturzustand oder jene einer Glasur hat fast nie etwas damit zu tun, wie die Dinge nach dem Brennen aussehen. Grauer Ton kann rot, bläulicher weiß, weißer gelblich werden.

Ich verwende meist rot-brennende Töne, glatt oder schamottiert. Letzteres ergibt größere Resistenz und rauhe Oberflächen.

Jeder Ton, der trocknet oder durchs Feuer geht, wird kleiner, er „schwindet“. Je nach Ton schwankt dieses Kleinerwerden zwischen wenigen und 20 Prozent. Letzteres ist immer wieder überraschend, da man beim Arbeiten den

enormen Größenverlust einkalkulieren muss. Im Brand geht die Verkleinerung – wie das Wachsen bei Kindern – ruckweise vor sich. Es gibt immer wieder kritische Temperatursprünge. Feuchtigkeit und Luftblasen sind natürliche „Nemesisse“ jedes Brennens, wie es mir unlängst wieder evident wurde, als die Ohren meines ersten „Dr. Freud“, hinter denen es offensichtlich noch nicht ganz trocken war, unheilsäend durch den Brennofen flogen.

skala bei Glasuren. Und wie Sie sehen werden, mag ich's oft bunt.

Sie werden auch bemerken, dass sich abgesehen vom „Brennen an sich“ – und vom Brennen der SchamottkörnerInnen unter den Fingernägeln – meine Einstellung zu den „brennenden Themen unserer Zeit“ in Grenzen hält: Bei mir gibt's keine „Hocker für den Frieden“, keine „Vasen für kulturelle Handlungen“, sonst würde meine „Weinende“ wohl „Frauensicksal“ und

Zu meiner Person und meinem Leben:

Geboren in Berlin
1933-1951 Buenos Aires (Argentinien),
Lehramt, Sprachen
ab 1951 Wien
Diplom an der Akademie für Angewandte Kunst
Ausstellungen in Wien, Faenza, Köln,
New York etc.

Ich wuchs in Argentinien auf, lebte dort zwischen dem 3. und 21. Lebensjahr und verließ das Land, als ich endlich für die argentinische Staatsbürgerschaft hätte optieren dürfen. Argentinien hatte nämlich Tage vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges – als es ganz sicher war, wer ihn gewinnen würde – Deutschland noch schnell den Krieg erklärt. Deshalb musste ich, da im „feindlichen Ausland“ geboren, jahrelang um polizeiliche Erlaubnis einreichen, wenn ich im Sommer in die Ferien fahren wollte. Nicht immer bekam ich sie; die bekamen nur jene Nazis, die 1945 mit viel Geld aus Deutschland geflohen waren und sich bei höchsten Regierungsstellen eingekauft hatten. Dabei wusste man spätestens ab dem Sommer 1945, als die grässlichen Bilder aus den deutschen Konzentrationslagern in der amerikanischen Zeitschrift LIFE um die Welt gingen, was den in Deutschland verbliebenen Juden geschehen war.

Zu dieser Zeit herrschte Peron über Argentinien, das damals den vierthöchsten Lebensstandard der Welt hatte, und war gerade dabei, mit außerordentlich populären Maßnahmen die Wirtschaft nachhaltig zu

ruinieren. Er nationalisierte das den Engländern gehörende und durch fünfjährige kriegsbedingte Vernachlässigung reparaturbedürftige Bahn- und Telefonnetz; später nahm er den Engländern und Italienern die Elektrizitätswerke weg, dem Arbeiter, der bis dahin sträflich ausgenutzt worden war, wurde nun nicht nur seine Würde bewusst gemacht, er durfte fortan nicht mehr – außer gegen horrenden Abfertigungszahlungen – von Privaten entlassen werden, auch wenn er indolent, unfähig oder ein Dieb war. Peron gründete bzw. stärkte die Gewerkschaften, verschaffte ihnen tausende Posten in den nagelneuen staatlichen Betrieben, die billig blieben, enorm defizitär wurden und nie wieder richtig funktionierten.



Seitdem – es werden etwa 35 Jahre her sein – haben die Gewerkschaften jede Bedrohung ihrer Posten und ihres Einflusses mit Generalstreiks bekämpft. Sie siegten immer, und das Land ging vor die Hunde. Damals



war „Puchero“ das Sonntagessen des Arbeiters: ein gewaltiges Stück gekochtes Rindfleisch, umgeben von Blut- und Bratwürsten, Möhren, Maiskolben, Süßkartoffeln und Kürbis. Jetzt gibt es Hungerdemonstrationen und Plünderungen.

Damals war der Rundfunk ein großartiger Kulturträger. Es gab zwei dem Staat gehörende Programme nebst einer Unzahl privater, die den ganzen Tag Tonaufnahmen klassischer Musik sendeten. So wuchs ich mit dem Gesang

von Lotte Lehmann und Elisabeth Schumann, Mayr und Schlusnus, Toti dal Monte, Yvonne Printemps, Ninon Valain und Schaljapin auf, mit Furtwängler, Toscanini und Bruno Walter. Peron erließ ein neues Gesetz: Nun musste zu 50 % argentinische Musik gesendet werden – auch hier der Anfang vom Ende! Und der Rundfunk wurde politisch umfunktioniert. In bester Mussolinischer Tradition donnerten nun Perons Reden durch den Äther.

Evitas weinerlich-exaltierte Stimme paraphrasierte katholische Gebete; anstatt „Lamm Gottes“ setzte sie Perons Namen an die geeigneten Stellen.

In den staatlichen Mittelschulen war eine neue Lehrriege angetreten, die meist unfähig war, einen Satz korrekt auszusprechen. Wir lernten allerlei Interessantes, indem wir die unbeholfene Sprache unserer Lehrer imitierten.

Die Diktatur war in vollem Gang. Brüllende Peronistenbanden wurden mit Lastwagenkonvois aus den Provinzen in die Hauptstadt transportiert. Evita hielt allwöchentlich Hof und verschenkte Häuser und Nähmaschinen an ausgesuchte Arme.

Häuser für gefallene Mädchen wurden gebaut und vorgezeigt – verwenden durften die „Damen“ sie allerdings nicht, denn das hätte ihren fotografischen Reiz vermindert. Die ach so exklusive Hautevolee überschüttete die Machthaber mit Einladungen. Alles und alle waren käuflich. Fabriken, die keine Schmiergelder zahlen bzw. keine Peronisten anstellen wollten, wurden geschlossen. Ein junger Blumenverkäufer, bei dem ich Rosen kaufen wollte,

formulierte es am besten: *Wir haben die Ethik des Stehlens verloren.* Evitas Bruder, Juan Duarte, avancierte zum erfolgreichsten Geschäftemacher des Landes. Dennoch durfte man offen schimpfen. Es gab keinen Polizeiterror – das kam später. Der Kardinal saß bei allen offiziellen Anlässen neben der tief dekolletierten Evita, deren Schmucksammlung ins Unermessliche gewachsen war.



Im nächsten Jahr, als ich bereits im armen, kleinen, provinziellen Vier-Mächte-Wien lebte, starb Evita elend an Krebs. Vom Krankenbett aus hatte sie noch mit letzter Kraft Perons Herrlichkeit in den Äther geschluchzt. Peron hatte sich mit der Kirche verkracht, was ihn die Macht kosten sollte. Juan Duarte stürzte sich aus dem Fenster eines seiner Hochhäuser.

Österreich war damals ein Billigland mit

alter Tradition und wurde deshalb von Nord- und Südamerikanern gerne als Studienland für ihre Sprösslinge auserkoren. Mieten und Studiengelder, selbst wenn sie das Dreifache der Tarife für Einheimische ausmachten, waren gering; nur die Post-, Telefon- und Straßenbahntarife machten schon damals das Zehnfache der argentinischen aus.

Die argentinische Bevölkerung stammt – grob gesprochen – je zur Hälfte von Spaniern und Italienern ab. Die indianische Komponente ist zwar sichtbar – Dorfschönheiten nennt man „Chinitas“, d. h. kleine Chinesinnen – aber unerheblich. Schwarze gibt es de facto keine. Die großen indianischen Kulturen haben das Land kaum gestreift.

Die Kolonialzeit hat sehr schöne Gebäude hinterlassen; Reste früherer Herrlichkeit sind vor allem im Norden zu bewundern. Aber wer große Ruinen der Mayas und Azteken oder die Crème der Kolonialarchitektur (das österreichische Barock unter Palmen und Bananen) bewundern will, muss nach Mexiko und Peru, nach Bolivien und Brasilien fahren. Nicht, dass es nichts zu sehen gäbe: Argentinien ist ein vielfältiges, großes und interessantes Land, das sich von den Subtropen bis zum antarktischen Feuerland erstreckt.

Das Buenos Aires meiner Kindheit und Jugend war außerordentlich groß, lebendig und flach. Ein riesiger Hafen, große Parks mit riesigen, luftwurzelnbehangenen Bäumen, Riesenverkehr, breite Straßen, von blau blühenden Jacarandas gesäumt.

Damals vier – heute acht oder vielleicht gar zwölf – Millionen Einwohner, eine reiche breite Mittelschicht, das beste Essen aus aller Welt, das schönste Opernhaus, die berühmtesten, internationalen Stagionen, Schauspieler, Sänger, Tennisspieler ...

In Europa tobte der Krieg, in Argentinien herrschte Überfluss.

Die Architektur: Gesichtlose Hochhäuser verdrängten den Mussolinistil, die Ausläufer des Jugendstils und vor allem die Häuser, die an Paris, das Ideal eines jeden gebildeten Argentiniers vor 1945, erinnerten.

Man hielt die Siesta ein, vor allem im heißen Sommer. Man aß spät zu Abend und zwar schon um neun und nicht erst um elf wie in Spanien. Man lernte Fremdsprachen, war großzügig und gastfreundlich. Man hatte, obwohl die Sprache der Hauptstadt von extrem rüder Farbigkeit ist, exquisite Manieren. Trotzdem absorbierte Argentinien die neuen Immigranten nicht, wie damals Nordamerika seine Zugewanderten, was heute dort auch schon längst nicht mehr der Fall ist. Die Mitteleuropäer wurden eigentlich verachtet, aber zum Arbeiten waren sie gut genug – und Arbeit für jedermann war in der Verfassung garantiert. Allerdings hatten es die zugewanderten Akademiker außerordentlich schwer. Sie mussten alle Prüfungen auf argentinischen Universitäten wiederholen, was ältere Immigranten vor unlösbare Probleme stellte. Oft machten ausländische Chirurgen für ein Handgeld Operationen im Namen inländischer Ärzte.

Was immer ein Neuankömmling gewesen war oder angab zu sein, es galt nicht; in Neuseeland und Australien soll das anders gewesen sein. So war es für jüdische Einwanderer, vor allem für solche, die nicht gläubig waren und aus der Religion ihre innere Kraft schöpften, sehr hart, von einer Welt, die sie wegen ihrer Abstammung verstieß, in eine andere zu kommen, die sie verachtete, weil sie nicht da geboren waren.

Deshalb bemühten sie sich mit aller Kraft, schnell zu waschechten Argentinern zu avancieren, wie sie früher einmal ganz besonders deutsch zu sein versucht hatten. Eine Ambition, die aus sprachlichen Gründen – so leicht auch immer die spanische Sprache im Vergleich zum Deutschen ist – nicht glücken konnte. Man wick ins Englische aus und versuchte, genauso erfolglos besonders britisch zu wirken, denn England war Weltmacht und Königreich, was die mit Minderwertigkeitsgefühlen kämpfenden Juden magisch anzog. Aber das machte in Argentinien wenig Staat, da man den Briten die wirtschaftliche Hegemonie und die Besetzung der Falkland-Inseln gleichermaßen übelnahm.

Ingeheim vergalt man Verachtung mit Verachtung: *Sie wirken wie Europäer, aber wenn man ein bisschen kratzt, sind sie nur lackierte Affen.* So schrieb ein deutscher Diplomat auf einer Karte, die publik und damit zum Skandal wurde.

„Gackergänse“ nannte meine Mutter die arrivierten argentinischen Frauen, die sich kreischend und Luftküsse streuend begrüßten. Wespentailen, Würstelbeine,

unendlich gepflegt und elegant, im Munde die vier großen „K“ (Küche, Kirche, Kinder und Kleider) und Diensthöfen. Die Männer: so welterfahren, so blitzgescheit, so zynisch, so bezaubernd, so doppelbödig, so witzig, so durch und durch unergründlich.

Ein Hauptgrund für die Hilflosigkeit des Zugereisten vor dem Wesen Argentinens besteht darin, glaube ich, dass das Wort NEIN zwar existiert aber nie verwendet wird. Obwohl die lokalen Dialekte vor Eigenart, vor kreativen Schimpfworten geradezu bersten, obwohl Dutzende von fabelhaften Comics die Lokalseele aufs Raffinierteste von allen Seiten zu beleuchten wissen, auf das direkte NEIN scheint ein Tabu zu wirken, das seine Verwendung zum Inbegriff des Obszönen macht. So gibt es nur: *Ja, selbstverständlich, natürlich, klar, gleich morgen.* Auf diese Weise ist jede Zusage wertlos, jedes Programm im Keim bereits undurchführbar. Was nicht improvisiert werden kann, wird nicht gemacht.

Bin ich also, nach 40 Jahren im immer erfolgreicher werdenden Österreich zur Österreicherin geworden? Ich habe die Gnade gehabt, in Argentinien dem Hitler, in Wien den argentinischen Militärdiktaturen mit vorangegangenen Linksterror, den schrecklichen Politmorden und der wirtschaftlichen Verelendung zu entgehen. Ich bin Staatsangehörige eines Volkes, in dem immer noch viel mehr Talente heranreifen, als seiner Größe entsprechen würde, einer Keimzelle von Kulturen. Ist es der endemische Neid, der mich auf Distanz hält?

Ich war nie imstande, mich als waschechte Argentinierin zu fühlen. Aber dadurch, dass ich drüben aufwuchs, bin ich viel argentinischer als ich je österreichisch sein werde. Wir haben kein Wort, das der „Negritude“ entspräche; aber sollte es eine „Südameritide“ geben, dann fließt sie vielleicht in die Dinge ein, die ich mache, nebst meiner Bewunderung für Archaisches und Naives, und reflektiert, was ich bin: Ein Gemisch zweier Welten – vielleicht ein geheimes Suchen nach jenen Wurzeln, die ich nie vermisste.